

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1955

5 (1955)

UNSERE HEIMAT

AUS DEM KULTURLEBEN UND DER GESCHICHTE DES KREISES PERLEBERG



HERAUSGEBER:
KULTURBUND ZUR DEMOKRATISCHEN ERNEUERUNG DEUTSCHLANDS
KREISLEITUNG PERLEBERG UND RAT DES KREISES ABTEILUNG KULTUR

5

Die Heide blüht

Bald ist es wieder so weit. Aber wer blüht nun eigentlich? Dasselbe Wort Heide bezeichnet ja zweierlei: eine bestimmte Pflanzenart, bei uns meist Heidekraut genannt, und eine Landschaftsform, für deren Pflanzenbestand diese Pflanze bestimmend ist. Es bleibt eine offene Frage, ob wir nun die Heide-Landschaft im Sinne haben, so wie wir auch von der blühenden Wiese reden, oder ob wir meinen, unser Heidekraut blühe, wie etwa der Hahnenfuß oder die Dotterblume auf der Wiese.

Das Wort Heide hat einen bewegten Bedeutungswandel hinter sich. Ursprünglich bedeutete es alles Land außerhalb menschlicher Bewirtschaftung überhaupt. Diese Bedeutung ließe sich etwa durch sehr allgemeine Begriffe wie Gefilde, weite Flur, Wildnis erfassen. Später wurde sie eingeschränkt auf den infolge seiner Unfruchtbarkeit nicht oder spärlich bewaldeten Anteil dieses Landes. Daraus erwuchs dann weiter die Benennung alles baumarmen Ödlands, das nicht urbar zu machen war, als Heide. In Norddeutschland, im niederdeutschen Sprachgebiet blieb das Wort Heide aber erhalten für das Waldland auf mageren trockenen Böden, also besonders für Nadelwälder, ja es erweiterte seinen Geltungsbereich auf geschlossene Wäldungen überhaupt und behauptete sich oft auch dann noch, wenn diese später in planmäßig angelegte Forste überführt wurden. Die Schorfheide, die Letzlinger Heide seien als zwei beliebig herausgegriffene Beispiele solcher Großforsten genannt. Im besonderen hießen oder heißen alle märkischen Wälder Heiden. Die Prignitzer holen ihr Bau- und Brennholz nicht aus dem Walde, sondern aus der Heide, die Bauern aus Düpow oder Kuhblank ebenso aus der Düpower oder Kuhblanker Heide wie die Perleberger Bürger aus der Vorder- oder Hinterheide ihrer Stadtforst. So stehen die Namen bis heute auf den Meßtischblättern. Die früher von den Perleberger Stadtvätern in jedem Jahre einmal durchgeführte Forstbesichtigung hieß die Heidereise. Auch die strenge Wissenschaft hat das aus der Volkssprache erwachsene Wort Heide als festen Begriff in ihren Wortschatz aufgenommen. In der Biologie ist die Heide eine der sogenannten Pflanzengesellschaften (Vegetations-Formationen) wie Wald, Wiese, Moor und andere. Die vorhandenen Geländeformen und die sie besiedelnden Pflanzengesell-

schaften sind es, die in erster Linie das jeweilige Bild einer Landschaft bestimmen. In diesem wissenschaftlichen Sinne ist die Heide der natürliche Pflanzenbestand offener Landschaften, in denen entweder aus Mangel an Nährstoffen im Boden oder aus Mangel an Niederschlägen der Baumwuchs hintangehalten wird. Im ersten Falle entstehen die uns bekannten echten Heiden oder Zwergstrauchheiden, im zweiten Falle die sogenannten Steppenheiden, die in unserem mäßig-feuchten Klima nicht vorkommen. Meist ist in der Heide eine bestimmte Pflanzenart führend, das Landschaftsbild beherrschend. Diese Pflanzen hat nun, wie gesagt, der Volksmund auch mit dem Namen Heide belegt. In unserem Gebiet ist diese Leitpflanze das Heidekraut, in anderen Heidegegenden sind es aber andere Pflanzen, die schlechtweg Heide heißen. Wir werden noch einmal hierauf zurückkommen.

Der Name Heidekraut ist nicht glücklich gewählt, denn es ist kein Kraut mit weichen saftigen Stengeln, sondern ein holziger Zwergstrauch, wie jeder weiß, der sich einen Heidestrauß bricht. Die Blüten stehen in einer einseitwendigen Traube am Ende der Stengel, ihre Farbtöne reichen von violett bis purpurn und sind bei hellerer Tönung blaßrot, rosa. Die eigentliche sehr kleine Blumenkrone ist umschlossen von einem vierspaltigen größeren Kelch gleicher Farbe. Diese Kelche sind es, die den Zauber einer blühenden Heidelandschaft hervorrufen.

In ihren Standortsansprüchen ist die Heide nicht wählerisch, sie nimmt mit den nährstoffärmsten Böden fürlieb. Kalkarme magere ausgelaugte Sandböden besiedelt sie ebenso wie die Trockenflächen verlandeter Hochmoore; man kann fast sagen, daß sie überall da zu Hause ist, wo alles andere nicht mehr gedeiht. Dafür ist sie aber lichthungrig und meidet schattige Wälder. Sie liebt die Vorzüge des Seeklimas, hinreichende Luftfeuchtigkeit und milde Winter. Trockene Hitze verträgt sie nicht, vor beißendem Sonnenschein flüchtet sie in den Schutz lichter Kiefernwälder. Strengerer Frost, namentlich bei fehlender Schneedecke, macht ihr zu schaffen. Die vorjährige kümmerliche Heideblüte nach dem vorangegangenen schneelosen Winter hat es uns deutlich vor Augen geführt.

Hinsichtlich seiner räumlichen Verbreitung ist der kleine Heidestrauch ein echter Europäer. Die Pflanze besiedelt das ganze Europa und kommt darüber hinaus im nordwestlichen Afrika, in Kleinasien und Westsibirien vor. Ihren klimatischen Lebensbedingungen gemäß ist Westeuropa ihr bevorzugtes Verbreitungsgebiet. Die weiten geschlossenen Heideflächen Westdeutschlands mit ihren fast reinen Beständen fehlen östlich der Elbe. Nur in unserer Prignitz und in der Niederlausitz sind noch Vorposten größeren Umfanges anzutreffen. Die etwa 10 Hektar große Heideflur am Westabhang der Perleberger Weinberge ist eine der wenigen schönen Stellen, wo sie sich noch einmal frei und offen gegen den trockenen und winterharten Osten hin auslebt.



Heidekraut (*Calluna vulgaris*)



Glockenheide (*Erica tetralix*)

Als in der Nach-Eiszeit die Wiederbesiedelung des vom Eise befreiten Bodens mit Pflanzen einsetzte, war auf den dünnen mageren Sand- und Kiesböden der natürliche Endzustand entweder die Heide oder ein Kiefernwald. Wie sehr diese beiden natürlichen Pflanzengesellschaften in ihren Lebensbedingungen, nämlich nährstoffarmen Böden, mäßiger Luftfeuchtigkeit und starkem Lichtbedürfnis einander ähneln, erhellt daraus, daß die Heide immer an den Waldgrenzen, an den Waldrändern oder auf Waldblößen, auftritt. Ob nun im Wettstreit um die Eroberung unfruchtbarer Böden die Heide oder der Kiefernwald als Sieger hervorgeht, mag dadurch entschieden werden, ob zufällige kleine Verschiedenheiten der Standortverhältnisse mehr der einen oder der anderen Pflanzengesellschaft zusagen. Gelangt das Heidekraut schnell zu einer geschlossenen Decke, so verhindern sein dicht verfilztes Wurzelwerk und der reichlich gebildete saure Rohhumus, daß Sämlinge von Kiefern, Birken u. a. Fuß fassen. Setzt sich der Baumwuchs schneller durch, so erliegt das Heidekraut allmählich dem Mangel an Licht, das ihm die schattenden Bäume rauben. Wer sich

von Perleberg nach Groß-Buchholz begibt, hat, wenn er die Chaussee benutzt, zur linken Hand den Osthang der Weinberge, wenn er die Eisenbahn benutzt, zur rechten Hand den Westhang der Weinberge neben sich. Er sieht zwei ganz verschiedene Landschaftsbilder. Auf dem Osthang stockt trockener Kiefernwald, auf dem Westhang breitet sich der große Heide-teppich mit Birkengruppen und vereinzelt Kiefern aus. Man ist versucht zu glauben, daß die bescheidene Kammhöhe des Weinbergrückens sich als Klimascheide auswirkt. Der Westhang fängt die Niederschläge auf und begünstigt das Wachstum des Heidekrauts und der Birken, die West-einwanderer sind. Der Osthang, genauer der Südosthang, liegt im trockenen Regenschatten und empfängt erhöhte Sonneneinstrahlung; hier herrscht die Kiefer, der Osteinwanderer, und Heidekraut und Birken fehlen ganz. (Die kleine Birkengruppe an der Stelle der ehemaligen Gaststätte ist künstlich angepflanzt!) Bemerkenswert ist auch, daß sich hier die kahle Fläche des ehemaligen Segelfluggeländes ausschließlich mit Kiefern neu bestockt, obgleich doch die Westwinde den Anflug von Birken- und Heidekrautsamen aus nächster Nachbarschaft ermöglichen.

Die grundsätzliche Frage des Verhältnisses von Wald und Heide wird nun dadurch noch verwickelter, daß viele heutige Heiden, z. B. auch die große Lüneburger Heide, nachweislich Nachfolger ehemaliger Wälder sind, nämlich da, wo durch menschliche Raubwirtschaft, wie übermäßige Holz- und Streu-Entnahme, Abplaggen der Bodendecke, ständigen Weidebetrieb u. a. ein natürliches Wiederaufkommen des Baumwuchses unmöglich wurde. Wir müssen uns mit der nüchternen Tatsache abfinden, daß vielen weithin leuchtenden und duftenden Heidefluren, die wir gefühlsmäßig als ur-tümliche Naturlandschaft empfinden, erst menschliche Mißwirtschaft in früheren Jahrhunderten in des Wortes eigenster Bedeutung den Boden bereitet hat.

Auf mancherlei Weise hat die Heide die Menschen in ihren Bann gezogen. Die Dichter, Musiker und Maler haben sie beseelt, besungen und im Bilde festgehalten. Den wandernden Naturfreund lockt ihre Einsamkeit und feierliche Ruhe, ihr stilles Leuchten, wenn der Sommer scheidet. Unschätzbar ist sie dann auch dem Imker als wertvollste Bienenweide. In den echten Heidegegenden ist sie eine zwar dürftige, aber den größten Teil des Jahres nutzbare Schafweide. Dort dient ihr Gezweig als Stallstreu, und ausgestochene Rasenstücke, die Plaggen, werden wie Stroh und Schilf zur Bedachung der Heidekaten verwendet. Die Notzeit nach dem verlorenen Kriege hat das Abplaggen auch auf unseren Weinbergen vorübergehend wieder aufleben lassen. Aus den getrockneten Blüten wird heilkräftiger Tee bereitet, und in der tabaklosen, der schrecklichen Zeit der ersten Nachkriegs-jahre hat sie mancher Raucher in den Pfeifenkopf gekrümelt und mannhaft verpafft. Verbreitet war früher das Binden der Zweige zu kleinen Besen zum Reinigen von Küchengeschirr.

Hierauf gründet sich die Benennung Besenheide und auch der lateinische Name Calluna, der einem griechischen Worte nachgebildet ist, das so viel wie reinigen, ausfegen bedeutet. Erst verhältnismäßig jung und in der städtischen Bevölkerung aufgekommen ist der Name Erika für das Heidekraut. Zu Unrecht heißt es so, denn Erica ist der lateinische Name für eine andere Heidepflanze, die Glockenheide oder Edelheide.

Diese nahe Verwandte unserer Calluna ist eine echt atlantische Pflanze, ihr Vorkommen ist gebunden an das feuchtmilde Seeklima der Küstennähe. Die binnenländische Südostgrenze ihres Verbreitungsgebietes ist etwa die Linie Weichselmündung—Niederlausitz. Im Westen bildet sie auf feuchtem Grunde weite Heideflächen in reinen Beständen, auf trockneren Böden durchmischt mit Heidekraut. Östlich der Elbe tritt sie nur noch in kleineren Gruppen oder gar als verirrte Einzelpflanze auf. Sie kommt in unserem Kreise hier und da am Rande von Hochmooren als besondere Seltenheit vor. Von der Calluna unterscheidet sich die Erica durch weniger verästelte und geschmeidigere Stengel. Ihre endständigen Blüten stehen in kugeligen Köpfchen, ihre hängenden glockigen Blumenkronen sind größer als die des Heidekrauts und nicht wie diese in einen farbigen Kelch eingeschlossen. Ihre Färbung ist rosenrot bis fleischfarbig, blasser und zarter als die des Heidekrauts.

Nach dieser kurzen Abschweifung ins Gegenständliche kommen wir auf ihren Namen zurück. Das Wort Erica ist gleichfalls aus dem Griechischen übernommen und wird auf der zweiten Silbe betont. Der auf der ersten Silbe betonte Mädchename Erika leitet sich nicht von der Pflanze her, sondern ist die weibliche Form zu Erik (Erich) wie Paula zu Paul, Karla zu Karl, Rikarda zu Richard. Es ist vielmehr so, daß umgekehrt der Pflanzennamenname im Anklang an den weiblichen Vornamen seine falsche Betonung erhalten hat. Das Wörterbuch von Duden schrieb bis zu seiner 11. Auflage 1937 die richtige Betonung auf der zweiten Silbe vor. Erst in der neuesten Auflage nach dem Kriege hat es sich wie bei so vielen unverdauten Fremdwörtern mit der irrigen Betonung auf der ersten Silbe abgefunden.

So wurde das schlichte Naturkind Heide zum fürnehmen Fräulein Erika und ist als solches auch in die neuere Dichtung eingegangen.

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band

sang am Ende des vorigen Jahrhunderts Detlev von Liliencron in seinen Heidebildern.

Auf der Heide blüht
Ein kleines Blümelein,
Und das heißt Erika

klang es dann ein halbes Jahrhundert später weit und breit als Text eines Marsch-Schlagers, dessen an sich gefällige frische Melodie aber mit

ihrem Bum-Bum-Stil dem zarten Glockenläuten des Heideblümleins wenig gemäß war. Der Schöpfer dieses Marschliedes erzählte einst einem Freunde, der ihn besuchte, wie ihn ein Heidespaziergang zu diesem Liede angeregt habe und wies auf den heimgebrachten Heidestrauß im Zimmer und — es war Thymian! Hier war eine Komödie der Irrungen in drei Akten abgerollt: eine Heidepflanze, der Thymian, wurde mit einer anderen, dem Heidekraut, verwechselt; deren Name wurde verwechselt mit dem einer dritten Heidepflanze, der Glockenheide; und deren griechischer Name schließlich mit einem lateinisch aufgeputzten germanischen Mädchennamen.

Das ist die wundersam' Historia
Vom kleinen Blümelein, heißt Erika . . .



Am Dorfrand

Aufn.: J. Rom

Herbarium – einmal anders

Herbarien sind aus der Mode gekommen. Das ist eigentlich schade, denn ein Herbarium könnte mehr als nur eine Sammlung getrockneter Pflanzen sein. Es könnte ein Bilderbuch sein, das uns den Pflanzenschmuck unserer Heimat in seinen schönen Formen und lebendigen Farben zeigt.

Das Wort vom Veilchen, das im Vorborgen blüht, stimmt ganz genau, die Schönheit der Pflanzen bleibt Vielen verborgen, auch wenn sie tausendmal daran vorübergehen. Wir wollen sie entdecken, und dazu soll uns das Pflanzen-Bilderbuch verhelfen. Dann werden links und rechts an jedem Wiesenweg aus dem Ungesehenen die schönen Blumen und Gräser auftauchen und uns als alte Bekannte aus unserem Bilderbuche grüßen.

Unser Bilderbuch müßte allerdings schöne, naturgetreue Bilder zeigen. Das heißt also, die Pflanzen so zu konservieren, daß ihr Aussehen, ihre Gestalt, ihre Farbe erhalten bleibt. Ferner wird eine Aufmachung verlangt, die die Schönheiten der Pflanzen zum Ausdruck bringt und unterstreicht. Und schließlich müßte die Sammlung handlich und bequem anzuschauen sein wie eben jedes Bilderbuch.



Kleiner Vogelfuß



Flecht-Straußgras

Wie kommt so ein Bilderbuch zustande? Das ist im Grunde nicht so schwer. Man nimmt weißes Papier, klebt die gepreßten Pflanzen auf, schreibt Name, Tag und Fundort darauf und legt die fertigen Blätter in eine Mappe. Worauf es dabei vor allem ankommt, das ist die bildmäßige Wirkung. Die Pflanzen müssen so angeordnet werden, daß sie gefällig wirken und sich wie ein gemaltes Bild ausnehmen. Das läßt sich mit etwas Geduld und Geschmack erreichen. Unsere Abbildungen des Flechtstraußgrases und des Kleinen Vogelfußes sollen zeigen, wie durch passende Anordnung der Pflanzen eine bildhafte Wirkung erzielt wird.

Damit das bildmäßige Aussehen nicht beeinträchtigt wird, befestigen wir die Pflanzen nicht mit Klebestreifen, sondern einfach so: Die gepreßte Pflanze wird auf eine Glasplatte gelegt, die dick mit feuchtem Photo- kleister bestrichen ist, und von da weg auf das Herbarblatt, wo sie leicht angepreßt wird. Das hält.

Die Wahl der richtigen Herbarblattgröße ist nicht leicht. Es gibt große und kleine Pflanzen, die man nicht wie Photos verkleinern oder vergrößern kann. Ein guter Mittelweg ist Bildgröße DIN A 5. Was das Konservieren der Pflanzen selbst betrifft, so gibt es viele, einfache und komplizierte Wege, wie man Pflanzen preßt und trocknet. Wichtig ist bei allen, daß die Trocknung rasch erfolgt, denn um so besser bleiben die Farben erhalten. Nur ein kleiner Trick soll noch erwähnt werden, denn er ist für die Erzielung bildmäßiger Wirkung von Wichtigkeit: Am zweiten oder dritten Tag nach dem Einlegen in die Presse werden die Pflanzen mit der Pinzette nochmals „ausgerichtet“, so wie es Bildwirkung und Natürlichkeit erfordern. Dabei wird jedes einzelne Blatt ausgebreitet und freigelegt, Überflüssiges entfernt.

Nun taucht sicher die Frage auf: Ja, woher weiß ich denn, wie all die Pflanzen heißen? Im Buchhandel gibt es gute handliche Bestimmungsbücher (von Rothmaler oder Schmeil-Fitschen), deren Gebrauch sehr bald keine Schwierigkeiten bereitet.

Das klingt vielleicht alles etwas schulmeisterhaft: „Liebe Schüler, wir legen alle jetzt Herbarien an. Nehmt Papier, Kleister und auch ein paar gepreßte Blumen zur Hand und los geht's!“ Also so war es nicht gemeint. Wir wollen keinen Massenmord in der Pflanzenwelt auf unser Gewissen nehmen. Der Naturfreund wird sich selbstverständlich den größten Zwang auferlegen, zumal wenn es sich um seltene oder gar geschützte Pflanzen handelt. Wir berauben die Natur aber nicht, wenn wir unsere schönen Blumen von der Wiese oder aus dem Walde wegholen. Was es da für schöne Kräuter in jeder Menge gibt, beweisen beispielsweise unsere Abbildungen. Der Kleine Vogelfuß z. B. ist ein bescheidenes Pflänzchen, das sich in rauhen Mengen auf Brachland und in den Furchen der jungen Forstkulturen verbirgt. Seinen Namen hat es nach den vogelklauenartigen Früchten, die auf dem Herbarblatt deutlich zu sehen sind. Das Flecht-



Blattform des Sophienkrautes



Blattformen der Kleinen Bibernelle

straußgras ärgert den Landwirt, weil es in nassen Lagen so häufig auftritt, daß es mit seinen langen oberirdischen Kriechtrieben die Grasnarbe verfilzt. Auch die anderen abgebildeten Pflanzen sind überall häufig.

Worauf kommt es uns an? „Herbarium, einmal anders“ heißt, nicht nur Pflanzen zu sammeln, sondern heißt einen Schlüssel zu den Schönheiten unserer Pflanzenwelt zu finden. Unsere Abbildungen sollen auch dies verdeutlichen. Die Blattform des Sophienkrautes oder die Variationen von Blättern der Bibernelle werden an der frischen Pflanze kaum beachtet. Erst wenn sie „schwarz auf weiß“ vor uns liegen, sieht man, daß nicht von ungefähr Schmiede und Schlosser ihre schönsten Motive der Natur abgeguckt haben. So entdeckt der Naturfreund an seinen Lieblingen immer neue Schönheiten, stolz, als wenn er sie selbst geschaffen hätte, wird er sie seinen Freunden zeigen, um auch diese zu begeistern.

Auf diese Weise kam unser selbstgeschaffnes „Bilderbuch heimischer Pflanzen“ zustande. Jedes einzelne Blatt des Herbariums ist nicht nur ein „Belegexemplar der hiesigen Flora“, es ist mehr. Jedes Blatt birgt die Erinnerung an den Fundort, die Erinnerung an einen schönen Tag, an Sonne, an ein liebliches Plätzchen am Stepnitzufer, eine stille Waldecke. Es ist ein Stückchen eingefangene Heimat, und wenn wir das Herbar Freunden zeigen, so kann es wohl zur Frage kommen: „Wie denn, solche schönen Pflanzen wachsen bei uns? Wo? Da bin ich doch schon so oft blind daran vorbeigegangen. Jetzt muß ich aber aufschauen.“

So wirbt das Herbarium für die Liebe zu unserer schönen Heimat.

Gedanken zum zehnjährigen Bestehen des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands

Nichts Trostloseres gab es in den ersten Wochen nach der Kapitulation Deutschlands als den Anblick der Trümmer. Mit den Häusern, in die wir aus- und eingingen, war ein Stück unseres eigenen Erlebens, unseres Selbst hinweggerissen worden, und über den Steinwüsten hing die Trauer um das Unwiederbringliche. Entwurzelt und heimatlos fanden wir uns vor dem Dahingegangenen. Trost allein und Schirm schien der Bereich des Geistigen zu gewähren. Doch war nicht auch hier alles fragwürdig geworden? Hatte das Geistige, hatten die Dichtung, die Musik vermocht, uns vor dem Einbruch des Barbarischen zu bewahren, hatte es dem Deutschen die Kraft verliehen, dem Unmenschlichen entgegenzutreten, dem Treiben der SS in den Konzentrationslagern Einhalt zu gebieten? Hatten nicht die Dichter und Wissenschaftler die Enthumanisierung gefördert, ihr Vorschub geleistet, wenn sie sich aristokratisch gaben, den autokratischen „Führer“ verherrlichten und eine Rasse gegen die andere auszuspielen suchten? Sollte man nicht gar den Gründen für den Zerfall des deutschen Menschen in den Werken der Klassiker nachspüren? Schon erschien Faust als der unselige Ahne der Faschisten, als der große Sünder, der in den Tiefen der Sinnlichkeit untergeht, der Mann der Lebensgier ohne Maß, der uneingeschränkt Hingabe an den Taumel sucht.

So sahen wir auch unsere geistige Behausung brennen, auch sie drohte in Schutt und Asche zu versinken. Und es war geboten, aus dem Flammenmeer zu bergen, was uns für immer Besitz bleiben mußte, sollten wir uns nicht als deutsche Nation vollends verlieren. Es war der humanistische Bestandteil unserer geistigen Welt, den es zu retten galt und der der Grundstein des Hauses werden konnte, das zu errichten sich verantwortungsbewußte Männer angelegen sein ließen.

Diese Männer gründeten, nachdem bereits in den ersten Junitagen auf Anregung Johannes R. Bechers eine Vorbesprechung stattgefunden hatte, am 4. Juli 1945 den Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands. Die Leitsätze, auf die sich die Gründer einigten, waren auszugsweise:

1. Die Vernichtung der Naziideologie, Kampf gegen alle reaktionären, militaristischen Auffassungen,
2. Bildung einer nationalen Einheitsfront der deutschen Geistesarbeiter und Schaffung einer unverbrüchlichen Einheit der Intelligenz mit dem Volk.
3. Förderung der freiheitlichen, humanistischen, wahrhaft nationalen Traditionen unsers Volkes usw.

Im Osten unseres Vaterlandes war man sich der Tatsache bewußt, daß man sich beim Wiederaufbau unseres Staates neuer Kräfte bedienen müsse, daß die Arbeiterklasse und die werktätigen Bauern diesen Staat zu tragen haben. Wer noch zweifelte, daß diesen Kräften auch auf kulturellem Gebiet der Vorrang gebührte, daß nur dort Zukunftsträchtiges geschaffen werden könnte, wo das Werk dem natürlichen Empfinden des Volkes entspricht und von ihm geformt wird, dem mochten durch Thomas Manns „Doktor Faustus“ die Augen geöffnet werden. Wie der volksfremde, rein ästhetisch eingestellte Künstler der spätbürgerlichen Epoche der Infiltration des Barbarischen keinen Widerstand zu leisten vermag, ja, wie sich Ästhetizismus und Barbarei wechselseitig bedingen, das weiß Thomas Mann deswegen so sinnfällig zu machen, weil er zeigt, wie sich dieser Vorgang der Entmenschlichung in der geheimnisvoll tiefsten Schicht des menschlichen Wesens, in der musikalischen, abspielt. Das Wissen um die Fragwürdigkeit der schöpferischen Potenzen im bürgerlichen Lager und um die Bedeutung, die der Arbeiterklasse und den werktätigen Bauern als Kulturträgern zukommt, gab uns auch die Sicherheit in der Beurteilung und Wertung unserer Vergangenheit, und so konnte uns der Kulturbund die Richtlinien geben, nach denen wir unser deutsches humanistisches Erbe sichten konnten. Wir brauchten nicht den „Faust“ zu verwerfen. Denn Faust, der wohl der Unmenschlichkeit seiner feudalkapitalistischen Umwelt verfällt, sieht am Ende seines Lebens, unversehrt in seinem Kern, die freie Menschheit auf freiem Grunde. Was bei Goethe noch poetische Utopie, wollen wir weute in die Wirklichkeit umsetzen. Der Kulturbund hat in den 10 Jahren seines Bestehens seinen Teil daran.

Unter der Präsidentschaft Johannes R. Bechers ist der Kulturbund in der Deutschen Demokratischen Republik seinen alten Leitsätzen treu geblieben, auch wenn sich seine Aufgaben mannigfaltig gewandelt haben. „Er kämpft“, wie es in den Grundaufgaben vom Februar 1954 heißt, „dafür, das ganze Deutschland zu einem einheitlichen, friedliebenden, demokratischen und unabhängigen Staat neu zu gestalten und dabei die Lehren der Geschichte anzuwenden. In diesem Geiste bekennt sich der Kulturbund zur Unteilbarkeit der demokratischen deutschen Kultur.“ Möge ihm und unserm ganzen deutschen Volk in nächster Zeit der Erfolg seiner unermüdlichen Arbeit beschieden sein.

WILLI STIMMING

DIE ELBBRÜCKE

Wittenberges Wahrzeichen

Jedes Städtchen unserer Heimat Prignitz besitzt ein Wahrzeichen. In Perleberg kündigt der Roland von der Entfaltung eines freien, selbstbewußten Bürgertums im Mittelalter. Wittstock grüßt mit St. Marien und einer stattlichen, bis heute erhaltenen Stadtmauer mit Weichhäusern; alte Baukunst des 14. Jahrhunderts ehrt noch heute ihre Bauleute. Wilsnack blüht im Nimbus des Wunderblutes; man kam, sah und glaubte. Heut heilt wie ehemals wundertätig das Moor. Lenzen zeigt drei Türme von St. Katharin, der Burg und dem Rathause; denn drei Stände wie Mönch, Ritter und Bürger gestalteten einst sein Stadtbild. In Putlitz lugt aus grünem Laub auf mooriger Stepenitzinsel der Burgturm. Havelberg, an einer unbedeutenden eiszeitlichen Bodenstufung gelegen, besitzt auf der Inselstadt die Stadtkirche, auf der Höhe den Dom in wuchtiger Masse.

Unsere Heimatstadt ist scheinbar leer ausgegangen. Schreckt dich ihre Armut? Wittenberge zeigt aber rauchende Schloten, Finger der Arbeit. Näherst du dich der Stadt aus der Brahmhorst, aus dem Krähenfuß, aus dem Bentwischer Wald, von Weisen oder Klein-Breese, dann kündigt eine scharfe Silhouette des Industriegebietes den Fleiß seiner Menschen. Am Abend spiegelt sich die Lichtflut der Zellwolle in den schwarzen Wassern des Hafens. Kommst du spät mit dem Zuge aus Richtung Wilsnack, so leuchtet ihr Neonlicht weit hinein in den heimatlichen Feierabend. Ist die Zellwolle das Wahrzeichen von Wittenberge? Sollen RAW, Ölmühle, Nähmaschinenwerk, Zellwolle erst in einen Wettbewerb treten? Alle Werke sind wahre Zeichen unserer schöpfenden Arbeit, bringen reiches Lebensgefühl in den Werktag hinein, sorgen dafür, daß Menschen in zerrissener Zeit sich wieder sammeln konnten zum gemeinsamen Aufbau.

Wandere aber einmal auf dem Elbdeiche aus Richtung Wahrenberger Fähre, nähere dich von Hinzdorf unserer Heimatstadt! Eins hält dich ge-

fangen, zieht immer wieder den Blick auf sich mit gewaltigen Eisenkonstruktionen. Das ist die Elbbrücke.

Eine Frau sagte mir einmal: „Die Elbbrücke ist meine Heimat, sie ist das Wahrzeichen von Wittenberge.“ Jene Mutter war einst das Kind eines Elbbrückenwärters, wohnte in den jetzt ausgebrannten Häusern am andern Ufer, spielte in den Hanggärten, sah die ratternden Züge, die flitzenden Fahrräder, die wartenden Fuhrwerke und Kraftwagen. Die Elbbrücke prägte tief erste Jugenderlebnisse. „Ich möchte so gern mehr von meiner Elbbrücke wissen. Weißt du es, so künde es allen Wittenbergern!“ Da habe ich nach alten Akten und Aufzeichnungen gesucht — und sie gefunden. Lies und lerne, wie einst schaffende Menschen das gewaltige Werk bauten!

Höre und staune zuerst! Magdeburg gab den Anstoß zu ihrem Bau. Am 24. Juli 1843 bildete sich unter dem Vorsitz des Stellvertretenden Regierungspräsidenten von Bonin ein Planungskomitee zum Bau einer Eisenbahn von Genthin nach Havelberg. Havelberg gestaltete den weiteren Anschluß nach Glöwen zur Berlin—Hamburger Bahn. Das Projekt zeigte keine hohen Kosten; man fuhr durch ebenes und billiges Gelände auf dem rechten Elbufer ohne kostspielige Brückenbauten; man plante nach Süden eine weitere Verbindung über Genthin, Wittenberg, Riesa, Dresden und ließ Magdeburg rechts in Einsamkeit liegen. Ein Potsdamer Fabrikant Jakobs spekulierte sogar auf hohen Profit durch den Bau einer kleinen Zweigbahn nach Magdeburg. Er besaß schon eine bedingungsweise Genehmigung vom König Friedrich Wilhelm IV. Für Magdeburg bedeutete alles: „Gefahr im Verzug!“ Sein Bürgermeister Francke erfuhr diese Pläne, und am nächsten Tage berief er schon tatkräftig einen Ausschuß seiner Stadtverordneten, der Ältesten der Kaufmannschaft und Schiffahrtinteressenten. Die Eisenbahn über Wolmirstedt, Stendal, Goldbeck, Osterburg, Seehausen, Wittenberge auf dem linken Ufer der Elbe wurde gefordert. Francke betrieb den Bau persönlich beim Minister. Folgende Eingabe an den König befürworteten seine Vertrauensleute:

„Die Bahn ist notwendig für den gesamten Nord-Süd-Verkehr im Hinterland von Hamburg, schließt die fruchtbaren Gebiete der Altmark auf, ist die kürzeste Verbindung Leipzig—Hamburg, geht durch einen bevölkerten Raum — genaue Einwohnerzahlen der linken und rechten Elbseite bewiesen es — und bietet den Spekulanten keine hilfreiche Hand.“

Diese Petition an den König erhielt trotz aller Schwierigkeiten nach langen Aussprachen durch bloße Stimmenmehrheit die Genehmigung. Francke erfreute sich des Sieges. Francke — du hast durch deine Tatkraft dir selbst ein bleibendes Denkmal geschaffen; du hast als erster unter fast 4000 Mitarbeitern die Elbbrücke bauen helfen; du hast ohne Zeitverlust zielstrebig Techniker sofort mit dem Nivellement deiner projektierten Eisenbahnlinie beauftragt.

Bald verlor sich das Baugeheimnis. Nun regten sich kapitalistische Gegner. Sie boten Francke andere Verbindungslinien für seine Heimatstadt an mit Zollfreiheiten und Tarifiermäßigungen; denn Bestechungen waren unmöglich bei dem klaren, eindeutigen Wesen des Magdeburger Bürgermeisters. Zuerst erschienen die Vertreter des ehemaligen Königreiches Hannover, strotzten voller Liebenswürdigkeit für seine Verkehrsplanungen und schlugen eine Bahn über Uelzen mit Anschluß nach Bremen vor. Der Durchgangszoll sollte nicht höher werden als 1 Groschen für 50 kg Hamburger Gewicht! Dann kam die privatkapitalistische Halberstädter Bahn, die durch billige Tarife ohne Zollrevision den Umweg über Braunschweig ausgleichen wollte. Francke wird diese Pläne mit seinen Mitarbeitern wohl geprüft haben. Als ob er weitschauend eine um hundert Jahre vorauseilende Entwicklung überblicken könnte, blieb Francke fest. Hamburg sollte auf dem Südostweg mit dem mitteldeutschen Raum über die Prignitz hinweg mit Magdeburg, Leipzig, Dresden konkurrenzlos verbunden werden!

Verweile einmal im Lesen, Wittenberger, und prüfe deine Heimatstadt, deine Vaterstadt auf ihre Umschlagsmöglichkeiten und sehe sie ohne Elbbrücke, ohne Verbindung mit den Südbezirken der DDR. Wie einsam läge unsere Stadt da — im Dornröschenschlaf; weitab blinkte der wirtschaftsbelebende Strang der Eisenbahn, die grüne Strecke.

„Wer Feinde hat, besitzt auch Freunde!“ Das ist ein wahres, besinnliches Wort. Francke erhielt auch Unterstützung. Die Städte der Altmark forderten gemeinsam von Francke, sein Projekt ja durch ihre Lande zu führen. Leipzig mit einflußreichen Firmen, an deren Spitze Fritz Harkert stand, gab geldliche Zuwendungen. „Uns Leipziguern muß es möglich sein, in einem Tage Hamburg zu erreichen!“ Mons aus Erfurt bat Francke um seine Mithilfe bei dem Bau der Thüringer Eisenbahn; denn Gotha und Eisenach haben zu wenig Verständnis für die verkehrsaufschließende Bedeutung ihres Planes. Francke half, und heut fährt ein Thüringen-Ostsee-D-Zug durch unsere Heimat. Ja, die Zeiten ändern sich! Damals erstrebten auch weitsichtige Stadtväter unserer Nachbarstadt dringend, das Magdeburger Projekt noch um $1\frac{1}{2}$ Meilen nach Perleberg zu verlängern. Das sind wohlthuende Nachrichten gewesen!

Leider schalteten sich zur Geldbeschaffung für den Bau die Börsianer von Berlin ein unter Führung von S. Herz; dieser wußte in den Ministerien besser Bescheid als Francke, und mit sicheren Firmen brachte er im Nu eine Zeichnung von 3 Millionen Talern auf, die sich bald auf 5 Millionen steigerten. So suchte Privatkapitalismus hohe Profite, — Werk tätige bauten nur; den Werk tätigen gehören aber dennoch die Einnahmen. Das ist eine notwendige Forderung sozialistischer Entwicklungstendenz.

Nach nur zweimonatiger Planungszeit — am 29. September 1843 — wurde durch allerhöchsten Entscheid die Eisenbahnlinie Magdeburg—Wittenberge

genehmigt. So wurde und blieb Magdeburg der Verkehrsdom des mitteldeutschen Raumes. Für Wittenberge stand Entwicklung bevor.

Am 23. Oktober 1843 — fabelhaftes Tempo für Aktivisten — beschloß man auf einer „entscheidenden“ Sitzung in Wittenberge den Elbbrückenbau. Erfahrungen fehlten gänzlich für die Überbrückung eines so mächtigen Stromes. Eingaben der Elbanwohner ober- und unterhalb von Wittenberge rieten ab, prophezeiten Eisverstopfungen an der Elbbrücke, Brüche des Deichsystems bis nach Lenzen. Es sei auch daran erinnert, daß die hannoversche Regierung die Einstellung des Brückenbaues forderte. Die Brücke gefährde das Deichsystem der Garbe und Schnackenburg! So wollte man den Ärger stillen, weil Francke die hannoverschen Bahnen nicht in Anspruch genommen hatte. Wasserbausachverständige des Staates, die Geheimräte Mettin und von Unruh, widerlegten alle Angstrufe, forderten aber weitgehende Stromregulierungsarbeiten ober- und unterhalb der Brücke. Alle Sorgen und Kämpfe im Laufe der Bauzeit können keineswegs mehr der schweigenden Vergangenheit entrissen werden. Eines aber ist noch klar erkennbar. Es tauchten nacheinander vier Projekte auf. Die ersten drei Entwürfe sahen die Brücke mit massiven Strompfeilern und eisernem Überbau. Einheitlich verknüpften sie den Eisenbahnverkehr mit dem Fußgänger- und Fuhrwerksverkehr. Ja, man errechnete sogar durch den öffentlichen Verkehr jährlich ein Brückengeld zwischen 8—10 000 Talern. Wer kennt heute noch den Brückenzoll im Jahre 1920? Sogar Schulklassen spendeten ihn laut Zolltarif Tafel am ersten Brückenhaus. Der zweite Plan forderte zusätzlich eine Drehbrücke, um die damaligen Segelschiffe ohne Umlegen ihrer Masten durchzuschleusen. Zum dritten Projekt äußerte schließlich die „Landesverteidigung“ einige Wünsche. Kalt lächelnd wurde jeder Kostenersatz im voraus abgelehnt. Der Kriegsminister verlangte 1843 bei der Brücke einen Turm oder ein gemauertes Blockhaus als „Redwit“ (Schanze) bei feindlichem Überfall! Gleichzeitig forderte er eine Erdanschüttung bis zur Höhe des Eisenbahndammes, um auf demselben im Falle der Not eine Verschanzung anzulegen. Erst hundert Jahre später haben „Nachkömmlinge“ wirklich seine zynischen Forderungen erfüllt. Wir alle aber sind seit 1945 Zeugen dafür, daß es menschlicher gewesen wäre, die zusätzlichen Kosten von 147 000 Talern besser in den Lohnzahlungen der uns unbekanntem Brückenbauarbeiter zu verbuchen. Diese Schanzen brachten 1945 Leid und Tod über Wittenberger Familien, schlossen für immer den so fröhlich singenden Mund unseres Arbeitersängers Albert Fürstenau.

Kaum war der dritte Entwurf genehmigt, begann am 7. Juni 1847 die Arbeit. Der erste Spundpfahl senkte sich unter der Wucht des Rammbären in das Bett der Elbe. Kalkbrennöfen, Werkstätten, Gießereien entstanden an ihrem Ufer; Material rollte heran. Man wollte die Eisenkonstruktionen hier an Ort und Stelle gießen; die Maurerarbeiten konnten beginnen.

Da brausten die Märzstürme des Jahres 1848 durch die deutschen Lande, kündeten den Frühling einer neuen Ordnung, erfüllten unser Volk mit großen Hoffnungen, forderten demokratische Rechte und eine unteilbare Deutsche Republik. In Berlin griff das Volk zu den Waffen, pflanzte auf die Berliner Barrikaden die Fahne der Freiheit. 183 junge Arbeiter und Handwerker opferten ihr Leben; der König „versprach“ dem Volke die seit 1813—15 langersehnten demokratischen Grundrechte.

Für unsere Elbbrücke stockte naturgemäß die Fortführung; denn alle Transportmittel, Eisenbahnen, Kanäle, Wege und Brücken sollte der geforderte demokratische Staat in seine Hand nehmen. Schade! — Diese Maßnahme hätte von der ökonomischen Basis aus die Einheit der Nation gestärkt, dem spekulativen Unternehmertum harte Grenzen gesetzt. Die Bürgerliche Revolution schwand durch eigene Unzulänglichkeit. Die Epoche des Kapitalismus 1848—1945 begann. Der Stand der Papiere und des Geldmarktes erwiesen sich für die Profitgier derart ungünstig, daß viele „Geldgeber“ aus wichtigen Gründen ihre Zahlungsverbindlichkeiten zurückzogen und es auf „verlorene“ Prozesse ankommen ließen — und man mußte sparen. Ein vierter Entwurf kam zustande. Er war endgültig. Nun entstanden 5 Brückenbogen der rechtseitigen Rückflutmöglichkeit als Stepenitzbrücke, 2 Drehbrückenöffnungen, 12 Bogen der linksseitigen Flutbrücke, 14 Öffnungen für den Strom. Auf die massiven Pfeiler setzten Ingenieure einen Holzbau, der 500 000 Taler ersparte und die Bauzeit verkürzte. Schnell näherte sich durch die Altmark der Eisenbahnbau der Elbe. Das Jahr 1850 war das Jahr der führenden Rolle des Arbeiters. 4000 Arbeiter schafften an Brücke und Deich bis Hinzdorf. Für 14 Tage wurde eine Lohnabrechnung von 20 000 bis 23 000 Talern notwendig. Die Brücke kostete allein 1 180 774 Taler, mit allen Nebenarbeiten 1 581 840 Taler.

Wir erkennen heute, daß unsere Elbbrücke bestimmt ein Sorgenkind für die privaten Unternehmer gewesen ist. Sie ist auch ein Sorgenkind für die Reisenden gewesen. Wie mögen sie aufgeatmet haben, wenn der Zug, der nur im denkbar langsamsten Tempo den hölzernen Oberbau passieren durfte, die Brücke gesund verlassen hatte. Heute herrscht Verkehrssicherheit. Präzisionsmessungen des Geodätischen Dienstes unserer DDR für das „arg belastete Kind“ Elbbrücke im Juni 1955 überwachen ihre gesunden funktionalen Mitschwingungen im Sauseschritt unserer Zeit.

Sie war auch ein Sorgenkind für die leitenden Ingenieure. Bei dem Bau der fünf Strompfeiler traf man auf „leichten, schwimmenden“ Sand, so daß teure Pfahlroste notwendig waren. O Tücke des Objektes! Eine im Strombett liegende Eiche verlangte nicht nur zwei, sondern vier Spundwände zur Abdichtung und zum wirksamen Schutze eines Strompfeilers. Die Spundwände wurden bis 30 Fuß tief eingerammt und mit starken Steinwürfen umgeben. Dann pumpte man den Innenraum leer, schlug jetzt Rostpfähle und setzte darauf das Mauerwerk.

Oft gab es aufregende Tage. Im Frühjahr 1850 traten Eisstockungen im Hafen auf, 150 Schiffe ankerten im Hafen. Zwei sanken vor dem Zollamt, ein anderes trieb durch einen Bogen der Stepenitzbrücke. Sie überstand aber den ersten tückischen Angriff der Elbe. Beim zweiten Male verbündete sie sich mit leichten Kähnen der Saale. Schnellströmend lenkte die Elbe ihre Bundesgenossen gegen die Sinkwerke der Bühnen. Weithin bedeckten die Faschinen den Strom. Noch 1946 rissen ihre Eisschollen den hölzernen Ausbau des sinnlos gesprengten ersten Brückenbogens mit sich fort; Holzernnte schenkte Mütterchen Elbe denen zu Cumlosen, Jagel und Zwischen-deich. Aber was nützte deine Abwehr? Am 23. Oktober 1850 entstand das Fundament des letzten Pfeilers. Am 25. Mai 1851 wuchs das Gerüst zum Bau der Holzbrücke. Am 4. Oktober 1851 unterstützte ein letztes Joch die mühevollen Arbeit der Bauleute. Das Menschenwerk vollendete sich. Gebändigt plätscherten die Fluten der Elbe damals wie heute ihre murmelnde Melodie: „Wir haben endlich Verständnis für arbeitsame Menschen; wir tragen gern die Lasten, die notwendig sind zur Stärkung der Wirtschaftskraft unserer Heimat Prignitz!“ — „Gut gemurmelt, alte, ewig junge Elbe!“ —

Am 21. Oktober 1851 rollte die erste Lokomotive über die Brücke. Prignitz und Altmark reichten sich die Hände. Das Wahrzeichen von Wittenberge stand kühn, gewaltig, trotzend. 5700 Kubikfuß Granitsteine, 136 000 Kubikfuß Sandsteine, 5 450 000 Ziegelsteine, 24 732 Tonnen Kalk, 2000 Spitzpfähle waren zum Bau notwendig. Ihre alte Holzkonstruktion mit der Drehbrücke — auf einem alten Gemälde im Heimatmuseum noch sichtbar — genügte bis 1885. Dann trat die Eisenkonstruktion an ihre Stelle, 800 m lang, 300 m Gewölbekonstruktion schlossen sich an. Durch den zweiten Bogen, der 84 m spannt, fährt heute die Schifffahrt. Die anderen Bogen besitzen eine Weite von 55 m, der erste ist 37 m, der letzte 41 m lang. Ihre ersten Schienen stammten aus England, die ersten Lokomotiven der Magdeburg-Wittenberger-Eisenbahn, verstaatlicht 1880, lieferten bereits Borsig-Berlin und die Buckauer Maschinenfabrik bei Magdeburg.

Alte Elbbrücke, du bist unser Wahrzeichen! Du bist hineingepflanzt, hineingeboren in unsere Heimatstadt. Wir versprechen dir nachträglich zu deinem 100. Geburtstage am 21. Oktober 1951 gute Pflege, damit du am Wiederaufbau unserer engeren und weiteren Heimat regen Anteil nehmen kannst.

Eine Wanderung in das heimatliche Urstromtal der Elbe

Verweilen wir auf einer Fahrt von Perleberg nach Lenzen zwischen dem Ort Dergenthin und Laaslich und lassen die Landschaft zu uns sprechen. Sie kündigt von längst vergangenen Zeiten. Ihr ursprüngliches Gesicht wurde vor rund 600 000 Jahren geprägt, als gewaltige Eismassen, von Norden her vordringend auch unser Gebiet mit einer hohen Eisdecke überzogen. Mitgeführt wurden riesige Gesteinsmassen, Schutt und selbst große Gesteinsblöcke. Beim Abschmelzen der Eismassen blieben Geröll, Sand und Gesteine in verschiedenen Größen zurück. Der feine Sand wurde vom Schmelzwasser freigespült und vom Wind zu Dünen aufgeweht. Besonders an dem Ort, an dem wir uns heute befinden, können wir die versandete Landschaft betrachten. Sie ist mit Kiefern bestanden und gibt größtenteils unserer Landschaft das Gepräge. Jedoch auch die abfließenden Gewässer hinterließen ihre charakteristischen Merkmale und schufen typische Landschaftsbilder. In 15 bis 20 km breiten Betten flossen die Schmelzwasser der Eiszeit ab und hinterließen vielfach große Flächen feuchter Talniederungen. Vor einer solchen Talniederung befinden wir uns und sehen das Land mehr oder weniger steil in das Urstromtal abfallen. Vor ungefähr 200 Jahren waren diese Gebiete von dichtem Wald bestanden, der teilweise urwaldähnlichen Charakter trug. Heute sind große Teile dieser Waldungen abgeholzt und haben Naturwiesen Platz gemacht. Doch verlassen wir einmal die Chaussee und wandern ein wenig durch diese Landschaft, um sie so auf uns einwirken zu lassen.

Nur wenig werden große Teile dieser Wälder in ihrer Einsamkeit gestört und von Menschen beschritten, und auch dann nur zu bestimmten Zeiten, wenn das Holz geschlagen wird. Beim Kilometerstein 8,6 verlassen wir die Chaussee und steigen die steile Böschung hinab, wir sind kaum 100 Meter weit gegangen und schon merken wir unter uns sumpfigen Boden. Wir befinden uns in der Ebene, die in gleicher Höhe mit der Elbe liegt. Das Wasser fließt hier nie ab und selbst im trockenen Sommer steht hier unter den Moospolstern das Sumpfwasser. Das Unterholz ist dicht, und wenn man weiter vordringen will, vom Wege abweichend, so muß man manchen kleinen Graben überspringen und sich von Grasbülzen zu Grasbülzen fortbewegen. Große Flächen Torfmoos kleiden den Waldboden aus und dazwischen erheben sich die Wedel des Wurmfarnes. Im Laub und Unterholz

nistet eine reiche Vogelwelt und der vielstimmige Gesang begleitet uns auf unserer Wanderung. Lassen wir für einen Augenblick das Konzert auf uns einwirken und lauschen diesen Tönen. Es ist erstaunlich, welche klangschönen, kräftigen Melodien mancher kleine Vogel vorspricht. Aber auch im Unterholz wird es dann und wann lebendig, denn ein Schwarzkittel fühlte sich in seiner Einsamkeit gestört und verläßt sein Lager. Wir begneteten schon mancher Sule. Diese Spuren weisen auf die Anwesenheit von Wildschweinen hin. Aber auch die Pfade der Rehe kreuzen wir, und wenn wir aus dem Wald einen Blick auf eine der eingeschlossenen Wiesen werfen, so erblicken wir darauf äsende Rehe, die sich hier in der Einsamkeit sicher und geborgen fühlen. Jedoch bevor wir das Unterholz verlassen, wollen wir noch eine seltene Pflanze bewundern, die in unserem Heimatkreis sehr selten zu finden ist. Es ist der zierliche, rundblättrige Sonnentau, eine fleischfressende Pflanze. Betrachten wir sie einmal näher, so können wir erkennen, daß sie eigenartige karminrote Wimpern auf den Blättern hat. Sie tragen an der Spitze ein Drüsenköpfchen, das mit einem klebrigen Stoff überzogen ist. Das Blatt leuchtet wie eine Blüte und lockt Insekten an. Sie kleben fest, und nun bewegen sich von allen Seiten die Drüsenhaare auf das Insekt zu, umschließen es und saugen es aus. Zurück bleiben nur die Chitinreste, die wir als unverdaute Rückstände noch auf den anderen Blättern finden. Mit einem kleinen Insekt können wir dieses Experiment schnell einmal durchführen. In unmittelbarer Nähe dieser seltenen Pflanze finden wir noch ein anderes unter Naturschutz stehendes Gewächs und zwar die Glockenheide. Sie ist immergrün und nur noch recht selten in unserer Heimat.

Doch verlassen wir das sumpfige Gelände und gehen wir um das Forsthaus Kuhwinkel herum, so stehen wir plötzlich vor einem Buchenwald. Die Dämmerung, die Stille und das schöne Grün der Blätter geben diesem Teil des Waldes einen ganz besonderen Reiz. Man läßt sich gern von dieser Stille einfangen und bewundert die wenigen Sonnenstrahlen, die durch das dichte Laub bis zum Boden vordringen. Am Rande dieses Waldes steht zwischen mächtigen Eichen der Königsfarn, einer unserer schönsten Farne, der leider sehr selten geworden ist. Wenden wir unseren Blick dem Forsthaus zu, so erblicken wir einen Teich mit einer kleinen Insel, dicht umgeben von hohen Bäumen. In diesem kleinen Gewässer blüht die weiße Seerose und verleiht auch diesem dunklen flachen Gewässer seinen besonderen Reiz.

Jetzt verlassen wir den Wald und stehen auf dem Bentwischer Wege. Links und rechts befinden sich feuchte Wiesen, auf denen im April und Mai der Kiebitz sein Gehege hat und der jetzt mit seinem Ruf die Luft erfüllt. Doch auf diesem Wege können wir manches Schöne und Seltene, was unserem Auge nicht täglich geboten wird, beobachten. Hier steht eine schwedische Mehlbeere, dort eine echte eßbare Kastanie oder in der Hecke finden

wir das selten schön und kunstvoll gebaute Nest der Schwanzmeise oder des Zaunkönigs. Dann nähern wir uns allmählich wieder dem Walde und sehen links und rechts wieder Wasser. Es ist der Kranichsteich. Zur jetzigen Jahreszeit bietet er einen besonders schönen Anblick. Die weißen Blüten des Wasserhahnenfußes überziehen große Teile der Wasseroberfläche. Diese werden von der mattrosa Blüte der Wasserfeder überragt. In unzugänglichem Sumpf, der von Binsen, Schilf und Sumpfgräsern bestanden ist, nistete selbst in den letzten Jahren noch ein Kranich, auch Fischreiher stehen hier häufig und lauern am Wasser auf Beute. Die Ufergebiete werden von den Bismarratten und Wasserratten zerwühlt und die Wildenten finden hier ihre besten Nistplätze. Selbst im härtesten Winter friert ein Teil des Teiches nicht zu, denn eine warme Quelle speist dieses Gewässer. Zur Zeit des Vogelzuges landen in der Nähe des Kranichteiches die Kraniche und ruhen sich hier von ihrem langen anstrengenden Flug aus. Ihr Geschrei ist dann weit zu hören. Am nächsten Tag fliegen sie weiter und machen anderen Zügen Platz. Dieser Landeplatz wird in jedem Jahr mit gleicher Regelmäßigkeit besucht. Er liegt geschützt, von Wald und Unterholz umgeben, und bietet so den scheuen Kranichen Schutz.

Noch eine Besonderheit wollen wir uns ansehen, ehe wir unsere Wanderung abschließen. Es ist eine mächtige Kiefer „Bertkaus Torm“. Vier Kinder sind erforderlich, um den mächtigen Stamm umfassen zu können. Eine mächtige Krone überdacht große Teile des Unterholzes. Diese Kiefer ist nach einem Förster benannt, der hier vor hundert Jahren wohnte. Das Forsthaus ist längst verschwunden und auch an seiner Stelle stehen Kiefern, Eichen und Buchen. Die mächtige Kiefer hat aber die Zeit überstanden. Sie war damals schon ein großer Baum und blieb als Überständer stehen, als der übrige Wald abgeholzt und neu bepflanzt wurde. Heute ist diese Kiefer ein besonderes Naturdenkmal, das unsere Landschaft bereichert.

Noch andere schöne Blicke ließen sich in unsere wenig bekannte aber schöne Landschaft tun. Doch das wollen wir dem Wanderer selbst überlassen. Soll er sich selbst gefangen nehmen lassen von der Schönheit unserer Heimat, und soll er selbst die Zeugen der Vergangenheit erkennen und sich von dem Gegenwärtigen beeindrucken lassen.

Unsere Heimatstube in Cumlosen

Einige heimat- und naturverbundene Cumloener haben sich das Ziel gesetzt, in dem Dorfe eine Heimatstube mit einer heimat- und naturkundlichen Abteilung einzurichten. Es soll heimat- und naturkundliches Material aus unserer Gemeinde gesammelt, bestimmt und ausgestellt werden. In heimatkundlicher Hinsicht wird die ganze Entwicklung von der Vorzeit, über das Mittelalter, unter besonderer Berücksichtigung der Feudalzeit bis zur Gegenwart gezeigt werden.

In der Heimatstube werden wir ausstellen:

Aus der Vorzeit das Steinbeil und die Lanzenspitze aus Feuerstein der jüngeren Steinzeit, ferner das Zylinderhalsgefäß sowie ein doppelkonisches Gefäß der Bronzezeit. Um einiges aus der Eisenzeit zeigen zu können, werden wir die Leitung des Heimatmuseums Wittenberge bitten, uns die Funde



aus Cumlosen leihweise zur Verfügung zu stellen. Unser Augenmerk ist besonders auf die Feudalzeit gerichtet. Was sagen uns die Urkunden — Edikte — Rezesse? Aus den Urkunden ersehen wir, welche harte und entbehrungsvolle Zeit der Bauer unseres Dorfes seinerzeit zu überwinden hatte, um für den Grundherrn zu arbeiten. Wir sehen in der Prästationstabelle die Hand- und Spanndienste sowie die Abgaben der Cumloener Bauern an den Grundherrn. Nur bei äußerster Genügsamkeit und

Enthaltbarkeit konnte unser Bauer diese Lasten tragen. Ferner sehen wir das Edikt über das Tragen von Holzschuhen vor 200 Jahren, das Edikt über Pestjahre, das Edikt über Traueranordnungen. Dann werden wir auch nicht den alten Schwibbogen unserer Vorfahren vergessen, mit dem Dreifuß, Dreifußkessel, Kesselzange, Dreifußpfanne, Hängekessel, Eisenhenkeltopf. Wie wär dat früher mütt dänn'n Schwiebog'n? De Rok treckt dörch dat ganze Hus, ut de Dör, ut dat Ulenlock. Mudder Schmidt'sch kiekt ut de bömels Luk von de Husdör un blafft und host un kröcht, de Trän löpen er ümmer de Backen dol. Nä, nä, wunneft se, keen dröch Holt, un nu düssen Qualm, de mökt mi rein kaputt.

Ower een Vördeel had son'n Schwiebog'n doch, man brukt sich nich so oft to waschen, denn wenn männ in alle herrgottsfrüh ünner dänn Dreefot dat Holt ünnerpöstert, dänn giwt dat schon de Mulattenfarw.

Un dänn ha' de Schmidt'schen ümmer so'n finen Geruch an sich, nich no Kölnisch Woater, nä, so bäten no'n frischen Schinken, dat mökt de Rok noch so nämbi.

Hiermit in Zusammenhang wird auch das Cumlosener Rauchhaus als Modell gezeigt. Einzelne Hausmöbel und -geräte werden uns an diese Zeit erinnern. Da ist noch der prächtige Stuhl mit der hölzernen Stuhllehne in allen Formen und Verzierungen. Ferner Tonware, Maße und Gewichte, wie Scheffel und Metze werden nicht vergessen. Ganz besonders die Geräte eines Haupterwerbes unserer Vorfahren müssen uns in Erinnerung bleiben, — die des Flachsspinnens. Großmutter's „Spinnwocken“, Brake, Haspel, Schwingel, Hechel bekommen einen Ehrenplatz. Mit dem Schaukasten vom Flachs bis fertigen Leinen mit den verschiedenen Mustern findet dieser Erwerbszweig seinen Abschluß.

Ob unsere Kinder noch einen Dreschflegel, einen Ledereimer, einen Holzflug kennen? Oder von dem Vorgänger des Nachtwächters, dem Flurhüter, die Kuhhorntrumpete, die kunstvolle selbstangefertigte Peitsche? Ich glaube kaum, aber die Heimatstube wird uns alles zeigen, uns an vieles erinnern! Es wird natürlich ganz besonders darauf Wert gelegt, daß nur Gegenstände in der Heimatstube ausgestellt werden, die tatsächlich in unserem Dorf und in der zugehörigen Feldmark gesammelt worden sind. Es sind Urkunden des Dorfes. Wie wenig wissen unsere Bewohner von ihrem Dorf, von ihrer Heimat. Einige alte Leute erzählen noch etwas aus der Zeit vor hundert Jahren, aber auch nur wenig, noch weiter zurück jedoch, — dann ist es ganz aus. Es ist eine wunderbare und wertvolle Aufgabe, daß gerade unsere Heimatgeschichte so gefördert wird, um die Liebe zur Heimat zu erwecken. Wie war es früher? Aus der Feudalzeit wurde das Unwesentliche vom Wesentlichen hervorgehoben, die wahren und wichtigen Tatsachen jedoch verschwiegen und verdeckt.

Wichtig für die Einrichtung der Heimatstube ist die Niederschrift der Ortschronik, denn die Geschehnisse, Abwicklungsstellen und Gegenstände, die

in der Chronik Erwähnung finden, müssen in der Heimatstube als Dokumente der Ortsgeschichte zu finden sein.

In der naturkundlichen Abteilung werden wir zeigen:

Eine Sammlung unserer Raub (Greif)-Vögel. In einem nachgebildeten Naturraum die Vögel des heute verlandeten Cumloser Sees. Ferner eine Schmetterlingssammlung über Tagfalter, Schwärmer, Spinner, Spanner und Eulen. Vom Zimmermann zum Baumeister in der Vogelwelt oder verständlicher gesagt, vom einfachen bis zum kunstvollen Nest mit dem entsprechenden Vogel, veranschaulicht eine Nestersammlung. Ein Sommertag an unserm Waldrand, ein nachgebildeter Naturraum, wird uns eine Sammlung von Käfern, Schmetterlingen, Pflanzen und sonstigen Insekten, unter besonderer Berücksichtigung der Schädlinge, zeigen.

Die Schausammlungen wollen mit den Naturdokumenten aus der Cumloser Feldmark Verständnis und Interesse für Naturbeobachtungen im heimatlichen Gebiet wecken und fördern, um damit die Voraussetzungen zu schaffen, die Zusammenhänge im Naturgeschehen zu erkennen.

Die Heimatstube ist somit eine wahre Volksbildungsstätte und ich glaube, daß alle Dorfbewohner, ob jung oder alt, für diese Aufgabe das größte Interesse zeigen und es durch Mitarbeit bekunden werden.

LEHMANN

Der Holunder

(*Sambucus nigra*)

Im Frühling zeigen sich in den Gärten, an den Giebeln der Ställe, Scheunen und Bauernhäusern die süßlich duftenden, elfenbeinfarbenen Blütendolden des Holunders oder schwarzen Flieders, wie ihn die Bevölkerung nennt. Lieder, Märchen und Sagen, die bis in die graue Vorzeit reichen, knüpfen sich an diesen Baum. Es ist kein Zufall, daß wir ihn hauptsächlich in der Nähe der menschlichen Siedelungen finden. In alter Zeit kam der Arzt nicht mit seiner AWO oder seinem IFA auf telefonischen Anruf angebraust, um die Magenkolik des alten Vaters Wernicke oder das heftige Fieber der leidenden Oma zu kurieren. Polikliniken oder Landambulatorien, die die schaffende Bevölkerung gesundheitlich betreuen, gab es damals auch noch nicht. Die Menschen waren vielmehr auf die Heilmittel angewiesen, die ihnen die Natur in Form von Heilkräutern schenkte. Da ersetzte ihnen der Holunderbaum oder -strauch eine ganze Hausapotheke. Nicht ohne



Holunder

Grund ordnete nach dem Dreißigjährigen Kriege Friedrich Wilhelm, der damalige Kurfürst von Brandenburg, an, daß junge Leute, die heiraten wollten, an ihrem Hause sechs Bäume zu pflanzen hatten, darunter einen Holunderbaum oder -strauch.

Die Wurzeln, Rinde, Blätter und Blüten sind ebenso wie die Früchte, stark heilkräftig. Aus den zerkleinerten, getrockneten Wurzeln kochte man einen sehr wirksamen Tee, der bei Harnbeschwerden, Wassersucht, aber auch bei starker Fettleibigkeit Linderung und Genesung brachte. Der aus der inneren grünen Rinde — die sich unter der grauen, warzigen befindet — bereite Tee soll ein vorzüglich wirkendes Mittel gegen chronischen Magenkatarrh sein. Als stärkerer Aufguß in größerer Menge getrunken, dient er als gelindes Brechmittel. Junge Mädchen, die ihren Teint verbessern wollten, und Kinder, die Ausschlag, Pickel und Mitesser im Gesicht hatten, tranken morgens eine Tasse dieses Aufgusses.

Der aus frischen Blättern zubereitete Tee reinigt das Blut und entfernt die Schlacke aus dem Körper. Einen Leinenlappen, den man kräftig mit Blätter- oder Blütentee durchfeuchtet hatte, legte man auf Geschwüre und

Hämorrhoiden. Er wirkte schmerzlindernd und zerteilerd. Die kleinen Blüten wurden getrocknet. Der aus ihnen gekochte, mit einigen Lindenblüten vermischte Tee ist stark schweißtreibend und hilft gegen Erkältung, Grippe und Kopfschmerzen. Starker Blütentee ist ein vorzügliches Mittel gegen Leibscherzen und Nierenleiden. Mit Walnußblättern vermischter Blütentee hilft, regelmäßig getrunken, bei Schwellung der Lymphdrüsen, namentlich denen des Halses (Skrofulose) und kräftigt den jugendlichen Körper ungemain.

Die blauschwarzen Beeren können, täglich in kleineren Mengen gegessen, wie die Weintrauben zur Traubenkur benutzt werden. Sie wirken blutreinigend und blutbildend. Noch kurz vor dem ersten Weltkriege brachten die Bauern kleine braune oder graue irdene Gefäße auf den Markt, gefüllt mit Fliedermus. Die Hausfrauen kauften es gern und benutzten es zum Färben und zur geschmacklichen Verbesserung von Saucen oder lösten einen Teelöffel mit heißem Wasser auf und genossen es als durststillenden Wärme- und Labetrunk. Daß die irdenen Gefäße vorher mit der berühmten Perleberger Glanzwiche gefüllt und nur gereinigt waren, tat der Vorliebe für das Fliedermus keinen Abbruch.

Unsere Zeit ist schnellebig und vergeßlich. So erklärt es sich, daß das Wissen um die Heilkraft des Holunders in der Bevölkerung stark verschüttet ist. Wir schlucken Pillen, Tabletten und Pülverchen und haben vergessen, daß die Natur uns in den Pflanzen gute Heilmittel in die Hand gegeben hat. Doch ganz ist der Holunder nicht aus der Küche der Bäuerin verschwunden. Will die Hausfrau besonders schmackhafte Mehl- oder Kartoffelklöße zubereiten, so streut sie einige trockene Blüten in den Teig. Die reifen Beeren (vermischt mit einigen Äpfeln) können zu Holundermarmelade oder Gelee verarbeitet werden. Auch der Holundersaft erfreut sich großer Beliebtheit. Kommt man im Winter verklammt und durchgefroren nach Hause, so bereite man sich einen Fliedergrog. Anstatt des Rumes oder Weinbrandes gieße man die gleiche Menge Holundersaft in das Glas und fülle es mit kochendem Wasser. Dieser Trunk erwärmt den Körper schneller und nachhaltiger als jedes alkoholische Getränk, ist gesünder, bekömmlicher und schont den Geldbeutel. Wer nicht auf den Alkohol verzichten will, bereite sich den wärmenden, gutschmeckenden Holunderlikör, der meinen Gästen immer besonders gut mundet. Wie man ihn sich herstellt? Ganz einfach! Sie mischen ein halbes Liter Holundersaft mit einem Viertelliter 96prozentigem Weingeist, den Sie sich beim Einzelhandel, dem Konsum oder der HO kaufen, und stellen die Flasche vier bis sechs Wochen in die Sonne oder hinter den warmen Ofen. Sie werden staunen, wie gut er schmeckt. Versuchen Sie's mal! — Prost!

WALTER BREDTHAUER

**Der märkische Junker
und die Ablösungsverträge frondienstpflichtiger Bauern
1817–1819**

Als im 13. Jahrhundert ein Strom von Auswanderern aus dem überbevölkerten Altreich sich über die Elbe ergoß, gehörte es zu den Schutzmaßregeln des Markgrafen, neben der Anlage von Dörfern, Städten und Burgen, Ritter über das ganze Land zu verteilen. Dieser Ritter saß zunächst inmitten seiner Bauern und ließ die in Gemengelage mit der bäuerlichen Markgenossenschaft liegenden 30–40 ha mitbestellen. Bald aber weitet er seine Machtbefugnisse aus. Er übernimmt markgräfliche Rechte. Er eignet sich die Dorfgerichtsbarkeit an und unterwirft die Bauern dem Hörigkeits- und Abgabezwang. Der Besitzanteil innerhalb der Markgenossenschaft sowie der Anteil der Viehherden wird vergrößert. In dem Maße aber, wie der junkerliche Einfluß auf die Markgenossenschaft wächst, schwindet der Einfluß der Bauern, bis sie schließlich in völliger Hörigkeit zurückbleiben. Jeder Rechtsbestand wird ihnen genommen. Alle Rechte liegen in der Hand des Grundherrn. Er bildet die staatstragende Schicht. Er beherrscht die Schlüsselstellung in Verwaltung, Wirtschaft und Heer. Aber auch innerhalb dieser Klasse gibt es Kämpfe um Macht und Vorrang. Der Uradel tituliert sich „nobiles domini“, edle Herren, und zieht damit schon 1300 einen merklichen Trennungsstrich zum Emporkömmling und zum späteren bürgerlichen Gutsbesitzer.

Kennzeichnend ist die unüberbrückbare Kluft, die ihn, den Grundherrn, von seinen „undersaten“ trennt. In Mecklenburg und in der Mark hat sich dieses System zu seiner klassischen Form entwickelt. Der „Dorftölpel“ wurde in Dummheit erhalten, daß die Masse der Dorfbevölkerung noch um 1840 nicht in der Lage war, ihren eigenen Namen schreiben zu können und ihn mit drei Kreuzen kennzeichnete. Dieses wird aus einer Verordnung 1799 verständlich: „Ein zu weit gedehnter Unterricht wird das Gefühl solcher Fähigkeiten in ihnen rege machen, durch deren Anweisung sie sich leicht ein günstigeres Schicksal, als das eines gemeinen Soldaten ist, würden

verschaffen können.“ Soziale Niederhaltung durch geistige Niederhaltung, das entsprach dem Klassendünkel des privilegierten Standes. Das ist der Grund der politischen Unmündigkeit, Rechtlosigkeit und Rückständigkeit der bäuerlichen Volksschicht. Das ist der Grund, warum die politische Geschichte des Mittelalters von ihm, dem Bauern, wenig oder gar nicht redet. Da ist der Grund, warum es keinerlei Urkunden über die Gründung von Dörfern gibt. Die bäuerliche Person war nur Sachwert wie Hufe und Hofwehr, höchstens aber Zielscheibe des Spottes wegen ihres geringen gesellschaftlichen Ansehens. Auf ihre Schultern wurden alle Landesabgaben und Steuerlasten gewälzt: Getreidepächte, Hufenzins, Ferkelgeld, Kälber-, Gänse-, Lämmer-, Bienen- und Füllenzehnt, Jagdgelder, Rauchhühner, Hand- und Spanndienste, Reisefuhren. Sie betrogen für Neuhausen:

A. An Fuhren:

1. 104 unbestimmte Fuhren zum Weg- und Herbeischaffen aller Bedürfnisse und Erzeugnisse des Gutes auf 1 bis 3 Meilen Entfernung.
2. 6 Fuhren zum Herbeiholen des Gesindes.
3. 78 unbestimmte Kutschfuhren.
4. 35 Getreidefuhren nach dem Vorwerk.
5. Fahren des Getreides nach der Mühle zu Brotkorn, Grütze, Graupen, Malz, Weizen und Mastkorn.
6. Fahren und Holen des Flachses von der Sprei.

B. An Botenreisen:

1. 104 kurze Botenreisen von 1 bis 2 Meilen Entfernung.
2. 9 lange Botenreisen von 9 Meilen Entfernung.

C. Arbeit:

1. Hocken des Roggens — jeder Bauer 4 Tage.
2. Säen des Winterkorns — jeder Bauer 4 Tage .
3. Spinnen des Flachses — 6 weibliche Arbeitstage.
4. Tragen des ausgedroschenen Kornes nach dem Kornboden.

D. Geld:

1. 5 Thaler Dienstgeld.
2. 1 Thaler, 3 Groschen Pachtgeld.
3. 12 Pachthühner.

Jede Freizügigkeit, Heirat, Erbfolge ohne gutsherrlichen Erlaubnisschein war untersagt. Keine Burg stand im Lande, ohne daß Ritter und Burgfolge den Überfluß dessen verzehrten, was der Bauer dem Land abrang. Im 15. Jahrhundert verliert er allmählich alle Nutzungsrechte an der Markgenossenschaft, an Wald, Weide, Wasser und Acker. 1732 gehört dem Bauern lediglich die „Überwehr“, d. h. das über die Hofwehr hinaus vorhandene Inventar (Hofwehr = Haus, Hufe, Saatkorn, Wagen, Pflüge, Pferde, Kühe). Mit allen Mitteln wird er erpreßt und rechtlos gemacht, um die ritterliche Besitzmacht zu stärken, berüchtigt vor allem durch das Bauern-

legen, das um 1520, nach 1648 und um 1775 seine drei Höhepunkte erreicht. Der Bauer vermag keinen Widerstand zu leisten, weil die Geschlossenheit der alten Markgenossenschaft sich längst gelöst hatte. Wohl war er dazu da, Adel, Geistlichkeit und Bürger zu ernähren, aber Dank fand er dafür nicht. Von dem öffentlichen, politischen und geistigen Leben war er ganz ausgeschlossen. Das machte sich doppelt empfindlich bemerkbar, als die Städte mächtig emporkamen. Alle Lebensanregungen entsprangen dem Bürgerstand. Das Landvolk blieb ohne Anteil, zurückgesetzt, in den alten Schranken gehalten, ohne die Fähigkeit, sich selbst geistig emporzuarbeiten. Niemand hielt es für nötig, dazu die helfende Hand zu bieten. Dabei sahen die Bürger, unter ihnen vielleicht auch Verwandte, die einst nichts Besseres gewesen waren als er, auf ihn herab. Er fühlte sich als einer geringeren Menschenklasse zugehörig. Er nahm diesen Lebenszustand als unabänderlich hin und verbrämte ihn mit der Predigt des Pfarrers, dem adligen Herrn stets gehorsam zu sein. Stock, Halseisen, Prügelstrafe, Folterwerkzeuge und Galgen reichten als Abschreckmittel vollkommen aus, ihn in ängstlicher Unterwürfigkeit zu halten.

Diese feudale Rückständigkeit, dieser Mangel an Selbstbewußtsein und Selbstverwaltung ließ den preußischen Staat auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt 1806 zusammenbrechen. Da die Initiative zur gesellschaftlichen Reform nicht aus den Reihen des Bauerntums hervorzugehen vermochte, mußte sie durch wagemutige Geister gegen die Widerstände des Adels durchgesetzt werden. Der Kopf dieser Bewegung wurde der Freiherr von Stein. Er hob mit dem Edikt vom 9. Oktober 1807 die Leibeigenschaft auf und gab den Bauern die persönliche Freiheit und das Recht auf Freizügigkeit. Die Patrimonialgerichtsbarkeit blieb erhalten. Der Junker ging über zu agrarkapitalistischen Unternehmungen, der Gründung von Brennerien, Stärke- und Zuckerrübenfabriken. Der Bauer begann seine private Wirtschaftsweise, soweit der Hof fähig war, die hohen Ablösungsgelder zu tragen.

Nach dem Ablösungsprotokoll vom 17. July 1817 hatten die Vollbauern, Kossäten und Kätner zu Hülsebeck an das Rittergut Putlitz Burghof von Michaelis 1817—1819 zu zahlen:

	Hofwehr	Dienstverhältnisse und Natural	Gesamt
Vollbauer	200 Thaler	800 Thaler	1000 Thaler in Silber
Korsät	100 Thaler	300 Thaler	400 Thaler
Kätner	50 Thaler	100 Thaler	150 Thaler

Um einen Vergleichswert zu haben, sei erwähnt, daß derzeitig 1 Zugpferd 8 Thaler, 1 Kuh 7 Thaler, 1 Schwein 3 Thaler, 1 Schaf 1 Thaler im Kurs stand.

Aus dem gleichen Protokoll geht hervor, welche Dienstleistungen und Ab-

gaben jeder einzelne gutsuntertänige Bauer zu Hülsebeck bis zum 17. July 1817 am Putlitz Burghof zu verrichten hatte:

	Thaler Pachtgeld	Spanntage mit 4 Pferden	Handlange	Schafschur	Fuhren 5 Meilen	Gänse	Hühner	Hafermähen	Dachshündel Mandel	Jägerbrote 4 Pfd.	Eier	Geschw. Flachs Mandeln
Vollbauer H. Westphal	1,8	122	52	2	1	1	3	1	2	4	36	2
Vollbauer C. Gericke	1,1	122	52	2	1	1	7	1	2	4	36	2
Vollbauer H. Gericke	2,1	122	52	2	1	1	7	1	2	4	36	2
Vollbauer M. Kersten	1,2	122	52	2	1	1	7	1	2	4	36	2
Vollbauer P. Gericke	2	122	52	2	1	1	7	1	2	4	20	2
Vollbauer P. Path	1,18	122	52	2	1	1	5	1	2	4	20	2
Vollbauer E. Gericke	1,22	122	52	2	1	1	9	1	2	4	30	2
Kossät H. Hacker	0,6	—	104	2	—	—	—	—	—	—	—	—
Kätner Fr. Bohnhoff	0,12	—	52	2	—	—	—	—	—	—	—	—

Anmerkung: 1—8 leisten unbestimmten Baudienst
 2—8 spinnen alljährlich 2 Pfund Hede
 3—8 leisten alljährlich 4 Erntetage zum Aufmandeln des Getreides.

Erst 1945 bricht dieses junkerliche Einflußsystem durch die Bodenreform zusammen, das durch 700 Jahre Entwicklung und Bestand hatte.

(Auszug aus dem „Heimatbuch des Zentralschulbezirkes Berge“)

GRUNEBERG

Elbschiffahrt vor dreihundert Jahren

Mit Ende des Dreißigjährigen Krieges bestand die Churbrandenburgische Schiffahrt nicht mehr. Der Kanal durch die Finow-Niederung, der Oder und Havel durch 11 Schleusen miteinander verband, gebaut unter großen Schwierigkeiten wegen der beträchtlichen Höhenunterschiede in den Jahren 1605 bis 1620, war von den Schweden im Krieg gründlich zerstört worden. Da ihnen Pommern mit der Hafenstadt Stettin gehörte, waren sie auch an einem solchen Kanal, der ihnen den Wasserzoll nahm und die Durchfahrt der Schiffe nach Hamburg unter Umgehung Stettins ermöglichte, wenig interessiert. Die Schweden sperrten sogar zeitweilig den Hafen

Stettin für den Seehandel und schraubten die Zölle hoch. So ging ein großer Teil der Frachten den Landweg von Breslau über Leipzig.

Doch die Schifffahrt sollte wieder in Gang gesetzt werden, und der Große Kurfürst ließ 1648 und 1652 zunächst je 20 Schiffe mit je 12 Lasten bauen (ca. 450 Zentner Ladegewicht). Die verschiedenen Wasserwege bedingten auch die Schiffsgröße. Die Oderkähne — meist Breslauer Kähne genannt — faßten nur 5 Lasten. Ihre Kleinheit war zurückzuführen auf die zu eng gelassenen Schiffslöcher in den Wehren, die anstatt der von Karl IV. geforderten Mindestbreite von 16 Ellen nur 4 Ellen breit waren.

Dagegen faßten die Hamburger Schuten vor dem Dreißigjährigen Krieg 40 bis 80 Lasten (ca. 1400 bis 3000 Zentner). Durch die völlige Verwahrlosung der Schifffahrtswege mußte aber das Ladegewicht um die Hälfte herabgesetzt werden.

Da der „Neue Graben“, die Verbindung der Oder mit der Spree bei Müllrose, erst 1668 fertiggestellt wurde, ging die Verbindung von Hamburg bis zur Oder zunächst per Wasser nur bis zur Kersdorfer Niederlage, von dort auf dem Landweg weiter über Frankfurt nach Crossen unter Umgehung des Lausitzer Zolls. Solch eine Fahrt dauerte immerhin ihre 6 bis 9 Wochen, so daß nur drei Reisen im Jahr unternommen werden konnten. In der übrigen Zeit lag man wegen Hochwassers, zu niedrigem Wasserstand oder Vereisung still. So eine Kahnfahrt war recht beschwerlich; denn das Dampfschiff war ja noch nicht erfunden. Die Elbe war völlig versandet, die Ufer voller Gestrüpp und heruntergebrochener Bäume, die Schleusen waren eingefallen. Aufwärts ging die Fahrt bei gutem Wind mit Segeln, sonst mußte mit langen Ruderstangen, wie man sie noch bis vor Jahren kannte, fleißig gestakt und Schritt für Schritt das Boot vorwärts gedrückt werden. Wenn die Ufer frei waren, wurde streckenweise auch getreidelt. Wer kennt nicht die alten Bilder mit den vorgebeugten Menschen, die mit aller Kraft an dem starken Tau ziehen und mühsam das Boot dadurch vorwärts bringen? Meist waren aber die Wege am Ufer durch den langen Krieg zugewachsen, und die Zollbesitzer, die etwas dagegen hätten tun sollen, erhöhten statt dessen nur die Zölle, erhoben Schleusengelder und ließen sich alle übrigen Leistungen extra bezahlen.

Wer nicht viel Arbeitskräfte besaß, ankerte sich hoch. Er fuhr mit einem kleinen Boot soweit heraus, als das Ankertau reichte, legte den Anker ans Ufer hinter einen starken Baum und drehte dann die Winde auf.

Der Beruf des Schiffers war wirklich kein leichter, und so kam es, daß sie oft zu rauhen Gesellen wurden. Wo sie an Land gingen, liefen bald Beschwerden ein über ihre rohen Sitten.

Ein weiteres Hindernis für die Schifffahrt waren die umhertreibenden Baumstämme, vor allem jene, die schon halb abgesunken unter der Wasseroberfläche dahintrieben, so daß sie nicht zu sehen waren. Die Eigner mieteten sich zum Schutz ihrer Schiffe „Vorflieger“, eine Art Lotsen, der mit

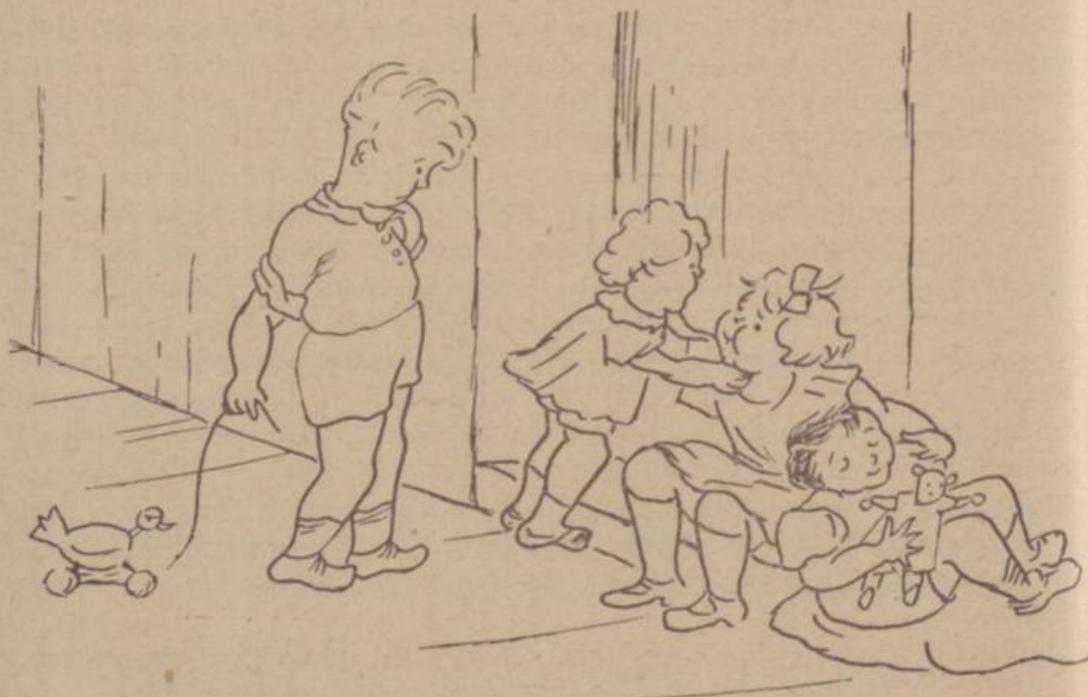
seinem Boot die Fahrtrinne freihielt und gleichzeitig die Sandbänke kannte.

Daher ließ der Kurfürst, nachdem der mit den Schweden geschlossene Grenzreiß ihm jede Hoffnung auf Benutzung der Odermündung nahm, im Jahre 1654 als erstes die Schleusen wiederherstellen, und die Berliner Spree wurde mit einer „Schälung“ eingefast. (Die Mauerung des Ufers wurde aber erst von seinem Nachfolger ausgeführt.) Auf Grund der überhandnehmenden Klagen der Schiffer wegen Beschädigung der Boote ließ der Kurfürst Friedrich Wilhelm durch den Lenzener Zollverwalter Gerckens Baggerungsversuche in der Spree ausführen, und als diese gute Erfolge zeigten, beauftragte er ihn mit der Räumung von Elbe, Havel und Spree. Bei der knappen Staatskasse mußte er diese Arbeiten auf eigene Kosten ausführen (!), doch sollte Gerckens dafür alle herausgefischten Güter und Hölzer selbst behalten. Scheinbar ist er damit nicht auf seine Kosten gekommen; denn 1661 kehrte er als Zollverwalter nach Dömitz zurück und belastete jedes Schiff mit einem „Baumgeld“. Diese neue Last erbitterte die Schiffer um so mehr, als nach dem Einstellen der Baggerei wieder der alte Zustand eintrat, das Baumgeld aber als Zoll weiter erhoben wurde.

Die überhandnehmenden Zölle hinderten den Schiffsverkehr beträchtlich, vor allem war es der Lenzener Zoll, bei dem zusätzlich der zur Erhaltung der Werbener Schanze geforderte Licent (auch in Friedenszeiten ohne jegliche Befugnis dazu) miterhoben wurde. Hinzu kam noch, daß die Zölle in Dömitz und Boizenburg inzwischen auf das Vierfache gestiegen waren. Die Münzverwirrung tat noch ein übriges, die Zölle wurden nur noch in schwerem Geld, Banco- oder Speziestaler, erhoben bzw. durch ein Aufgeld (Agio) um 16 bis 20 Prozent ausgeglichen. Aber die Schiffer wußten sich immer wieder zu helfen. Die Vorräte der „Schiffskinder“ (Schiffspersonal), die zollfrei waren, wurden derart erhöht, daß die Mehrkosten einigermaßen wettgemacht wurden. Ja, die Frachten wurden sogar in den Wischedörfern vor Lenzen nachts heimlich ausgetotet und mit Fuhrwerken über Lenzen hinaus gefahren, um an einem günstigen Ort wieder eingeladen zu werden. Die Lenzener Geschichte weiß so manchen Kampf mit den Zollbeamten zu berichten.

Erst mit der Gründung des Zollvereins und der Schaffung von Wasser- und Deichbauinspektionen im 19. Jahrhundert sowie der entsprechenden Gesetze wurde für eine planmäßige Regulierung der Schifffahrtswege und Instandhaltung der Deiche und Ufer gesorgt.

Gespräch in der Uferstraße in Perleberg



Hansi: *Ich möchte mitspielen.*

Lottchen: *Das geht nicht, wir spielen „Mutter und Kind“.*

Hansi: *Dann bin ich eben euer Vater.*

Lottchen: *Nein, den brauchen wir nicht.*

Hansi: *Ach, laß' mich doch mitspielen.*

Lottchen: *Na gut, dann kannst du ja auf Versammlung gehn.*

Belauscht und gezeichnet von Gertraude Walter

Zu dem Artikel „Der Ginkobaum“ in Nr. 4 unserer Zeitschrift erhielten wir mehrere Zuschriften, in denen darauf hingewiesen wurde, daß es in Wittenberge am Heinrich-Heine-Platz und im Vorgarten des Hauses Thälmannstraße 6 Ginkobäume gebe. Es sind also doch „weit und breit“ Ginkobäume zu finden.

Die Redaktion

Das Heft enthält

	Seite
Dr. Paul Viereck: Die Heide blüht	129
A. Chiari: Herbarium — einmal anders	135
O. Klingner: Gedanken zum zehnjährigen Bestehen des Kulturbundes	138
Willi Stimming: Die Elbbrücke, Wittenberges Wahrzeichen	140
Ullrich Millat: Eine Wanderung in das heimatliche Urstromtal der Elbe	146
Willy Westermann: Unsere Heimatstube in Cumlosen	149
Lehmann: Der Holunder	151
Walter Bredthauer: Der märkische Junker und die Ablösungsverträge frondienstpflichtiger Bauern 1817-1819	154
Grüneberg: Elbschiffahrt vor dreihundert Jahren	157
Gertraude Walter: Gespräch in der Uferstraße in Perleberg	160

Redaktion „Unsere Heimat“: Perleberg, Parchimer Straße 9, Telefon 352

Konto: Kreissparkasse Perleberg 3180

Redaktionskommission:

Albert Hoppe, Otto Klingner, Irmgard Jaene, Katharina Wahnig, Erwin Lademann,
Hans Seiler

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Augustheft 1955 . Preis DM 0,50

Foto des Titelblattes: „Erntezeit“, Aufn. W. Plagemann

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 702-55 - 3770

